Die Schatten.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

(7. Fortsetzung.)

Sie gehorchte. Er sei einer großen Gefahr entgangen, log er ihr vor, als er sie auf französischem Boden empfing; ohne es zu ahnen, habe er in Genua in einem politisch verdächtigen Kreise verkehrt und sei nur mit knapper Noth der Verhaftung entronnen. Sie erwiderte nichts; sie war wie gelähmt vor Entsetzen und fühlte sich zu schwach, die Wahrheit zu erkunden; wußte sie doch nicht, ob sie ihre Wucht werde ertragen können. Doch sollte sie ihr nicht erspart bleiben; am nächsten Morgen las sie in den Blättern, daß die Polizei in Genua eine Spielhölle gesprengt; der Bankhalter sei verhaftet, sein Helfershelfer, ein österreichischer Baron, habe sich flüchten können.

„Lüge und Verläumdung!" brauste der Baron auf, als sie mit starrem, todtenbleichem Antlitz vor ihn trat und ihm schweigend das Blatt hinreichte. „Die Regierung sucht uns als Lumpen und Spieler hinzustellen, weil wir ihre politischen Gegner sind. Uebrigens bin ich gar nicht ein Gegner der Regierung; auf Ehre!"

„Wenn der Vorwurf ein ungerechter ist," erwiderte sie, „so laß uns nach Genua zurückkehren und Deine Unschuld beweisen."

„Das kann ich ja nicht," jammerte er. „In politischen Dingen versteht man in Italien keinen Spaß!"

„Genug!" sagte sie und wankte gebrochen in ihr Zimmer. In der That, nun wußte sie genug, auch warum er Karlsbad so plötzlich verlassen. Und dieser Mann sollte nur über das Eine nicht gelogen haben, seine Verhandlung mit Georg?!

Es währte lange, bis sie sich von diesem Schlage so weit erholt, um wieder klar denken, die ganze Schwere ihres Schicksals empfinden zu können; ohne Widerspruch folgte sie dem Vater von Ort zu Ort, durch ganz Südfrankreich, bis er sich endlich auf spanischem Boden, in San Sebastian, wieder zu einem längeren Verweilen entschloß. Was seine Schritte hierher geführt, war ihr unklar; was er dafür vorbrachte, die Schönheit der Natur, die Trefflichkeit der Meerbäder, schien ihm selbst so unstichhaltig, daß er schließlich zaghaft hinzufügte:

„Uebrigens—irgendwo müssen wir doch bleiben!"

„Warum dann nicht in Benkendorf?" fragte sie.

Er wandte sich ab, um ihren Blick zu vermeiden.

„Das geht ja nicht!" stieß er endlich hervor. „Einmal mußt Du es doch erfahren: das Gut ist seit einem halben Jahre verkauft!"

Es gab ihr einen Stich durch's Herz. „Und das sagst Du mir erst jetzt, mir, der das Gut gehörte?"

Er hatte auch diesmal die Thränen in Bereitschaft, wie immer.

„Du hast ja den Verkaufsvertrag selbst unterschrieben!" schluchzte er. „Wie konnte ich ahnen, daß Du ihn nicht lesen würdest! Als Du es schweigend, ohne eine Miene zu verziehen, thatest, dachte ich stolz: „Welch' herrliches Kind ich habe—wie tapfer sie sich in's Unvermeidliche zu fügen weiß!" —Und unvermeidlich war ja der Verkauf, das schwöre ich Dir!"

„Das bezweifle ich nicht," erwiderte sie. „Wie steht es um uns, was soll aus uns werden?"

„Wir haben ja noch Geld!" rief er. „Viel Geld! Mach' Dir nur darüber keine Sorgen!"

„Wer war der Käufer?"

„Hm—e r war's! Der alte Fritz hat's vermittelt...."

„Georg?" schrie sie auf.

„Nun ja! Warum erregt's Dich so? Denkst Du denn überhaupt noch an den Unwürdigen?!"

Sie blickte ihn scharf an. „War er dies wirklich?"

„Mein Gott, Du zweifelst doch nicht mehr?! Hast Du es nicht auch zuletzt aus seinem eigenen Munde gehört, was seine Beweggründe gewesen sind? Uebrigens, frage ihn doch noch einmal ganz ausdrücklich, wenn Du Deinen alten Vater deshalb, weil er in Genua mit diesen verfluchten Italienern Unglück gehabt, für einen Lügner und Schurken hältst! Frage ihn doch!" wiederholte er, und seine Thränen rannen immer reichlicher. „Die Adresse kennst Du ja! Es wird für ihn und seine junge Frau eine angenehme Lektüre sein!"

„Er ist verheirathet?!"

„Ja, mit einer Comtesse Waldberg, Georgine Waldberg, erinnerst Du Dich vielleicht der blonden Hopfenstange? Wir trafen sie einmal in Meran. Schön ist sie nicht, aber reich, sehr reich. O, mein Gott!"

Er schlug die Hände vor's Antlitz; als er aufblickte, war sie verschwunden. „Sie wird's überwinden," dachte er, schickte ihr die Zofe in ihr Zimmer nach und machte einen Spaziergang an den Golf. Alles in Allem war er mit seiner Haltung in dieser immerhin schwierigen Stunde nicht unzufrieden. Und am nächsten Morgen, als sie wieder am Frühstückstische erschienen war und der gestrigen Unterredung mit keiner Silbe gedachte, da wuchs ihm vollends der Muth, und was er erst einige Wochen später hatte thun wollen, führte er nun schon aus: er schrieb an den General Grafen Dietrich von Thernstein in Madrid einen höchst liebenswürdigen Brief, worin er ihm mittheilte, daß seine Landsleute, gegen die er sich vor Jahren so liebenswürdig benommen, nun wieder auf spanischem Boden seien und wie erfreut sie sein würden, ihm durch die Gunst des Zufalls hier wieder zu begegnen.

Vielleicht wäre sogar ein so gewissenhafter Mann, wie es Baron Lanzenberg war, minder beruhigt gewesen, wenn er geahnt hätte, welche Gedanken die Unglückliche in diesen Tagen erfüllten. Sie aber, als sie nun, sechs Jahre nach jener wüsten Leidens- und Kampfzeit, ihr Leben überdachte, sie fühlte, daß dies die Stunden der Entscheidung gewesen, und daß von da ab nur eben Alles gekommen, wie es kommen mußte. Der Graf hatte gleichfalls seine Sommerfrische in San Sebastian genommen, und sie hatte ihm nicht minder gefallen, als vorher in Madrid. Dann hatte der Vater mit ihr gesprochen und nachdem er sie von der Nothwendigkeit dieser Verbindung überzeugt — o, durch wie triftige Gründe überzeugt!—hatte sich der Graf auch persönlich ihr Jawort geholt. Sie hatte es ihm gegeben mit dem festen Vorsatz, ihm ein treues, gutes Weib zu werden, es komme, was da wolle....

Sie erinnerte sich dieser Stunde am fernen Golf des Südens und dann der Hochzeitsfeier, die erst im nächsten Frühling begangen wurde, weil der Graf vorher seinen Abschied aus den spanischen Diensten nehmen wollte und Werth darauf legte, die Tochter eines Mannes zu freien, der soweit rehabilitirt war, als dies überhaupt noch möglich.

Sein Einfluß und sein Geld hatten das Wunder zu Stande gebracht, daß Baron Lanzenberg nach Oesterreich zurückkehren, in Klagenfurt seine Salons öffnen und in denselben die honettesten Leute begrüßen konnte. Und er hatte dafür gesorgt, daß der Baron auch über die Hochzeit hinaus sein behagliches Leben fortführen könne, und seine Schuld war es nicht, daß der verlotterte Mensch schon wenige Monate später ein elendes Ende fand.

Nein, des Grafen Schuld war dies nicht, und konnte sie ihn für jenen Schatten verantwortlich machen, der schon vor ihres Vaters Tode, wenige Wochen nach ihrer Hochzeit, auf ihr Leben gefallen?! Da war sie in einem Klagenfurter Salon der Comtesse Georgine Waldberg begegnet, und die Dame war noch immer so lang, blond und hager, wie früher, nur noch etwas häßlicher und noch immer Comtesse. Der Gräfin flimmerte es vor den Augen und kaum brachte sie die Kraft auf, ihre Nachbarin, die lustige Lucie Wippenbach, zu fragen:

„War die Comtesse nicht einmal verlobt?"

„Nein," war die Antwort.

„Es war auch nie davon die Rede?"

„Nein! Das kann Sie doch nicht wundern?"

„Mir war's, als hätte ich einmal gehört, daß ein Baron Georg von Thernstein—"

„Um die Georgine geworben hätte?!" ergänzte die lustige Lucie und wollte sich vor Lachen ausschütten. „Was fällt Ihnen bei? Der mag sogar keine Frühlingsrose haben! Wenigstens sagt man ihm nach, daß er einer unglücklichen Lieb, wegen ledig bleiben will und deshalb auch vor einigen Monaten zur Zerstreuung nach Afrika gereist ist. Na, vielleicht tröstet ihn eine Negerin!" Und über diesen ausgezeichneten Witz mußte die gute Lucie so herzlich lachen, daß sie gar nicht gewahrte, wie bleich ihre Nachbarin geworden.

Das war das erste Mal gewesen, daß die Gräfin wieder eine Nachricht über Georg erhalten; dann hatte sie vier Jahre später, im verflossenen August, die Notiz in den Zeitungen gelesen, daß er von seinen Reisen heimgekehrt, und zwei Monate darauf hatte sie einen Brief von ihm erhalten. Sie war mit ihrem Gatten nach Klagenfurt gefahren, um da Einkäufe zu machen. Als sie in den Thorweg des Hotels eintrat, schrak sie zusammen; da stand der alte Fritz, nun ein morscher, zittriger Greis; sie erkannte ihn sofort und verstand auch den flehenden Blick seiner Augen. Kaum daß ihr Gatte das Hotel verlassen, ließ er sich bei ihr melden. Sie empfing ihn nicht. Als sie kurz darauf an der Seite des Gatten das Haus verließ, stand der Greis noch harrend da und wieder traf sie jener flehende Blick. Dann aber wollte es der Zufall, daß sie allein zurückkehren mußte, und auf der Treppe trat er wieder vor sie hin. „Nehmen Sie diesen Brief!" flehte er. „Um Gottes Erbarmung willen nehmen Sie ihn! Es hängt Leben und Tod davon ab!" Die Stimme, der Ton der Worte übermannte sie, sie nahm den Brief wortlos und ging langsam die Treppe empor. Ihr war's, als hätte sie plötzlich alle Kraft verlassen, als könnte sie die wenigen Stufen nicht ersteigen, und sie mußte sich auf das Geländer stützen. Im Zimmer angelangt, zog sie den Brief hervor, aber sie erbrach ihn nicht und kämpfte, ob sie ihn nicht vernichten sollte. Erst da sie den Schritt ihres Gatten auf dem Korridor hörte, verbarg sie ihn wieder. Dann, nach der Heimkehr, las sie endlich die wenigen Zeilen.

„Man sagt," schrieb Georg, „daß Deine Ehe eine unglückliche ist und daß Dir Dein Gatte das Leben zur Marter macht. Nach all dem, was sonst über ihn verlautet, ist dies auch wahrscheinlich. Da halte ich es denn für meine Pflicht gegen Dich und mich, Dir zu sagen, daß ich Dich auch heute noch liebe, wie einst, und daß ich auch heute noch bereit bin, Alles, was meine Kraft vermag aufzubieten, um Dich zu meinem Weibe zu machen. Vor Jahren waren mir die Hände gebunden; ich will den Todten nicht anklagen; aber daß er mich Dir gegenüber ungerecht verdächtigt und gleichzeitig mich verhindert hat, Dir die Augen zu öffnen, dafür besitze ich in seinen Briefen die Beweise. Weil ich Dich liebe, wie einst, will ich Dich von der Kette befreien, welche seine Schuld um Dich gelegt hat, und kein Einsatz soll mir dafür zu hoch sein, auch nicht der meines Lebens. Ich flehe Dich an, meine Hilfe anzunehmen, auch für den Fall, daß mich Dein Herz ganz vergessen hat. Denn ich liebe Dich mehr als mich und will dafür nach keinem anderen Lohne fragen, als dem, Dich wieder glücklich oder doch ruhig zu wissen. Schreibe mir nach Pernhofen, ob Du mir gestattest, Deine Scheidung zu erzwingen. Sagst Du ja, so wird es geschehen, gleichviel durch welche Mittel. Immer Dein Georg Thernstein."

Sie hatte den Brief nicht beantwortet, und nun, fast ein Jahr später, hatte er sich endlich Zutritt in ihr Haus zu schaffen gewußt und war gekommen, die Antwort zu holen.

Was sollte sie ihm sagen? Fassungslos vor Schmerz, vor Reue und Scham, rang sie nach dieser Antwort und wußte nicht zu finden, ob das Ja oder Nein ein größeres Verbrechen war gegen sich und den Geliebten. Aber daneben quälte sie eine andere, nähere Sorge, die kleinlich war im Vergleich zu jener großen — und doch konnte auch dieses geringe, häßliche Spiel des Zufalls zu Tod und Verderben führen.

Sie hatte vorgestern Abend das rothe Büchlein in den Park mitgenommen und mußte es auf dem Heimwege verloren haben; der Graf hatte es gefunden und gelesen. Daran war nicht zu zweifeln; sie wußte es durch Eva, denn wie hätte Hans sonst errathen können, daß sie gerade dieses Büchlein vermißte. Das war unter allen Umständen furchtbar für sie — aber war es auch für Georg gefährlich? Wußte der Graf nun Alles? Das hing davon ab, ob er blos die Blätter des Büchleins gelesen, oder auch den Brief Georgs, jenen letzten, den sie empfangen; dieser Brief lag in einer geheimen Falte des oberen Deckels, welche sich nur dann öffnete, wenn man eines der metallenen Knöpfchen, mit denen der Deckel geziert war, verschob. Hatte der Graf dies noch nicht entdeckt, dann hatte ihm höchstens ihre jähe Ohnmacht verrathen können, daß Georg der Mann war, von dem die ersten Blätter sprachen, und das war wohl selbst für seinen Argwohn noch nicht Beweis genug. Denn der Name fand sich in jenen Aufzeichnungen nicht; es war eine Art Erinnerungsbuch, welches sie vor dreizehn Jahren, noch ehe sie jenen Brautkuß unter den „drei Tannen" empfangen, zu schreiben begonnen; sie hatte darin mit allem Ueberschwang und aller Naivetät ihrer fünfzehn Jahre zusammengetragen, was sie zum Lobe Georgs wußte, — seinen Namen zu nennen hatte sie vermieden, aus Furcht, daß das Büchlein, welches ihr der Vater kurz vorher zum Geburtstag geschenkt, und in dessen geheime Falte er seine Photographie verborgen, ihrer Erzieherin in die Hände fallen könnte — daß diese auf den ersten Blick hätte errathen können, wer gemeint sei, war ihr damals gar nicht eingefallen. Die letzten Blätter hatte sie erst vor zwei Jahren geschrieben — in einem Moment der Schwäche, da sie die Bitterkeit zu ersticken drohte — o wie sie nun diese Schwäche bereute!

Das war nicht mehr zu ändern — ihr Gatte wußte nun, wie sie zu ihm stand. Aber wußte er auch, warum Georg in dies Haus gekommen? Daß er ihn gastlich empfangen, schien dagegen zu sprechen, aber dies konnte auch nur Tücke sein. Wußte er alles, dann war ein furchtbarer Zusammenstoß zwischen den beiden Männern unvermeidlich, dann wurde eben ihr Loos entschieden, noch ehe sie selbst es entscheiden konnte.

Die Angst trieb sie auf; mit gerungenen Händen ging sie im Zimmer auf und nieder. „Barmherziger Gott!" murmelte sie immer wieder, „was soll ich thun...."

Da wurde leise, dann stärker an ihre Thüre gepocht. Sie kannte die Art, es war ihre Zofe. „Gnädigste Gräfin," hörte sie nun auch ihre Stimme, „der Herr Graf bitten dringend, ihn sofort zu empfangen."

Sie schloß die Augen; wieder war's ihr, als wollte sie eine Ohnmacht anwandeln.

„Ich bin leidend," stieß sie endlich hervor.

„Das wissen Seine gräfliche Gnaden, bitten aber gleichwohl......Es müßte sein!"

Sie rang nach Fassung. Vielleicht ist es am besten so, fuhr es ihr durch's Hirn, vielleicht ist gerade dies eine Fügung des Himmels.

„Ich lasse bitten," sagte sie. „Im Salon nebenan."

Neuntes Kapitel.

Als sie einige Minuten später, nachdem sie ihre Kleidung und das zerwühlte Haar hastig geordnet, das Nebenzimmer betrat, stand der Graf bereits harrend da. Sie blickte ihn scheu an; sein Antlitz war ruhig, wie sonst; nur in den Augen flackerte eine unstäte Gluth, und schweigend winkte er ihr, sich zu setzen, und nahm ihr gegenüber Platz.

„Wir wollen uns die Einleitungen sparen," begann er. „Sie sind leidend und zwar wirklich leidend; ich mußte meine Gäste allein lassen. Wäre es mir möglich erschienen, diese Unterredung aufzuschieben, ich hätte es sicherlich gern gethan. Es ist nicht möglich. Es hängt viel davon ab, daß ich sofort volle Klarheit habe. Nicht, was uns Beide betrifft, das hätte Zeit, aber es handelt sich ja um das Schicksal Anderer—eines Anderen," verbesserte er sich hastig. „Ich habe einige Fragen an Sie zu richten, auf welche ich redliche Antwort erwarte, Offenheit und Wahrheit. Wollen Sie dies versuchen, so ungewohnt es Ihnen mir gegenüber sein mag?!"

Sie zuckte zusammen. „Ich bin in Deiner Hand," murmelte sie. „Du — Sie dürfen mich straflos—"

„Nicht so!" unterbrach er sie. „Das ist der alte sentimentale Ton, der Schlachtopfer-Ton, der Ihnen nie gut gestanden hat und jetzt schlechter als je. Auch könnten Sie sich selbst sagen, daß derlei nutzlos ist; wenn es Ihnen schon früher selten gelang, mich weich zu stimmen, wie wagen Sie dies heute zu hoffen? Leicht gerührt zu werden ist nicht die Art „greiser Tyrannen"! Sie tragen „statt des Herzens einen Stein in der Brust" und sind—"

„Genug!" stieß sie hervor; der Muth der Verzweiflung war über sie gekommen. „Was in meinem Büchlein steht, weiß ich, das brauchen Sie mir nicht zu citiren. Und was für Verbrechen Sie auch da herausgelesen haben mögen, so berechtigt Sie doch keine Zeile zu der Vermuthung, daß ich fähig gewesen wäre, mit Ihrem Eigenthum ebenso zu verfahren, wie Sie mit dem meinen...."

Ihre Leidenschaftlichkeit gab ihm die Ruhe wieder.

„Da irren Sie," sagte er kalt. „Warum ich das Büchlein las und behielt — davon ein ander Mal. Sie aber hätten an meiner Stelle ganz bestimmt ebenso gehandelt, weil Sie auch vor ganz anderen Dingen nicht zurückgeschreckt sind; selbst nicht vor einem Verbrechen. Einem Verbrechen, sag' ich, denn es verdient keinen gelinderen Namen, wenn ein Mädchen den Mann, der um sie wirbt, belügt und betrügt...."

„Das habe ich nicht gethan!" schrie sie entrüstet auf.

„Das haben Sie gethan!" erwiderte er. „Und weil Sie es leugnen, so will ich es Ihnen beweisen. Ich war nicht gewillt, diese Abrechnung zwischen uns schon jetzt folgen zu lassen; ich wollte jedes Wort des Vorwurfs vermeiden, und wenn ich Sie anders anredete, als bisher, so geschah es nur, weil ich Ihrer eigenen Aeußerung: „Das trauliche Du hat zwischen uns keine Bedeutung," jetzt auch für mein Theil beistimmen muß. Aber die Erregung war stärker, als mein Wille, und es ist vielleicht auch besser so. Ich kann Ihre Antwort auf jene Fragen, die zu stellen ich gekommen bin, keine Stunde mehr entbehren, und wie soll ich Wahrheit von Ihnen erwarten, ehe ich Ihnen beweise, daß Sie sie mir schuldig sind?! Ob es mir gelingt, weiß ich noch nicht, — aber ich muß meine Pflicht thun!"

Er lehnte sich zurück, griff in die Brusttasche, holte das rothe Büchlein hervor und begann darin zu blättern. Sie erbebte, ihre erste Empfindung war, sich diesem Verhör zu entziehen, was immer die Folgen sein mochten; dann aber bezwang sie sich, und ihre Augen hefteten sich unwillkürlich auf die Knöpfchen des Deckels. Sie standen sämmtlich an ihrer Stelle, auch jenes, dessen Verschiebung die geheime Falte öffnete. Noch schien der Graf den Brief nicht entdeckt zu haben — sie athmete auf: noch handelte es sich wahrscheinlich blos um ihr eigenes Schicksal.

„Ich will es kurz machen," begann er wieder, „aber des Anfangs muß doch gedacht sein. Sie schreiben, daß es Ihnen schon bei der ersten Begegnung vor mir gegraut. Ich halte dies zwar für eine Selbsttäuschung—"

„Mit Recht!" fiel sie ihm in's Wort. „Ich habe während jenes Madrider Winters nichts für, noch gegen Sie empfunden!"

Er nickte. „Sie hörten wohl Ungünstiges über mich, man schalt mich einen Wütherich, einen Verführer, aber das kümmerte Sie nicht viel, weil ich Sie gar nicht interessirte—ich nicht und kein Anderer. Sie aber interessirten mich, zunächst durch Ihre Schönheit, welche meine Sinne reizte, dann weil Sie offenbar so tief unglücklich waren. Der Ruf und die Verhältnisse Ihres Vaters waren mir damals noch nicht bekannt; ich war jedoch Menschenkenner genug, um ihn schon nach den ersten Unterredungen für einen der schändlichsten und dabei sentimentalsten Schufte zu halten—"

Sie war jählings aufgefahren.

„Noch ein solches Wort—", rief sie.

„Und Sie verlassen das Zimmer? Da thäten Sie Unrecht. In einer Unterredung wie diese muß jedes Ding und jeder Mensch mit dem wahren Namen genannt werden—seien Sie getrost, ich werde auch mich nicht schonen. So lange ich also nur Ihren Vater genauer und Sie selbst fast gar nicht kannte, glaubte ich den Grund Ihrer Schwermuth zu errathen: der elende Mensch, dachte ich, hat das schöne Geschöpf vor Kurzem verkauft. Dann aber, nachdem ich Sie einige Male gesprochen, erkannte ich meinen Irrthum; mein Instinkt, der mich nach dieser Richtung noch nie betrogen, sagte mir, daß Sie ein keusches, reines Mädchen seien. Auch den Grund Ihres Trübsinns erkannte ich nun richtig: eine unglückliche Liebe. Nun, dachte ich, da er sie noch nicht verkauft hat, so will er sie verkaufen. Zunächst wird er dies natürlich, schon weil der Gewinn ein dauernder ist, auf dem Wege einer ehrbaren Heirath versuchen; geht dies jedoch nicht, oder ist der Preis ein genügender, dann auch ohne alle Ehrbarkeit. Und daß ich, ein Mensch von zügelloser Sinnlichkeit, mich nun während jenes Winters viel mit der Frage beschäftigte, ob ich der Käufer sein wolle, werden Sie gleichfalls begreiflich finden. Ich kam zu dem Resultat, es nicht zu thun; an's Heirathen dachte ich überhaupt nicht. Am wenigsten konnte mir dieser gewerbsmäßige Falschspieler zum Schwiegervater taugen. Aber auch den anderen Weg mochte ich nicht gehen, so sehr Sie mir auch gefielen. Warum? Einzig eines Gefühls wegen, das ich bis dahin noch für kein Weib, das ich begehrt, empfunden hatte — ich nannte es Mitleid; es Liebe zu nennen, wäre mir selbst lächerlich erschienen. Und darum erwiderte ich auf die zarten Anspielungen Ihres Vaters nur immer: „Ich heirathe niemals!" — und so reiste er endlich ab. Diese meine Betheuerung aber, an deren Wahrheit er sicherlich nicht zweifelte, hinderten ihn dennoch nicht, mich ein Jahr später nach San Sebastian zu rufen —"

Sie machte eine Bewegung.

„Sie ahnten dies nicht?" fragte er. „Das glaube ich. Aber es ist noch mehr wahr; er wollte ursprünglich nach Ostende gehen, um sein Metier fortzusetzen, und hatte sich nur in der Hoffnung auf das Geschäft mit mir —"

Wieder hob sie die Hand.

„Wozu?" murmelte sie mit bleichen Lippen. „Lassen Sie doch die Todten ruhen...."

„Ich kann nicht; es gehört zu der Rechnung zwischen mir und Ihnen; wenige Stunden, nachdem ich seinen Brief erhalten, hatte ich all' meine Pflichten abgeschüttelt und saß im Waggon. Sein Brief hatte mir Ihr Bild wachgerufen, und die Begierde schüttelte mich wie ein Fieber; jene andere Empfindung aber schwieg völlig. Als er mich, kaum daß ich angekommen, in meinem Hotel besuchte, beschloß ich, den Handel kurz und schlicht abzumachen. Seine lange Rede über sein Genueser Malheur hörte ich geduldig an, die dreitausend Francs, um die er mich ansprach, legte ich ihm sofort auf den Tisch, als er mich aber nun damit zu unterhalten suchte, wie oft Sie nach mir gefragt und mich gerühmt, unterbrach ich ihn: „Das ist Alles nicht wahr! Die Wahrheit ist, daß Sie, ein Lump und Habenichts, mich gern zu Ihrem Schwiegersohn hätten. Daraus aber kann nichts werden, weil Sie ein flüchtiger, von den österreichischen und italienischen Gerichten steckbrieflich verfolgter Verbrecher sind. Aber Ihre Tochter gefällt mir — lassen Sie mich also, wenn Sie von einer Heirath absehen können, Ihre Bedingungen wissen!" — Daß er darauf entrüstet fortstürzen würde, wußte ich; daß er am nächsten Tage wiederkommen würde, wußte ich auch. Diesmal versicherte er mich nur noch, daß Sie die Schande nicht überleben würden. Als ich ihm jedoch darauf erwiderte: „Derlei Unglücksfälle geschehen nur dann, wenn es die Umgebung an der nöthigen Obsorge fehlen läßt," schien er getröstet, und die Verhandlung über den Preis begann. Diese Verhandlung wurde mündlich und schriftlich geführt und brachte schon am nächsten Tage eine Einigung. Hier ein Brief von seiner Hand" — er zog ihn hervor — „der die Wahrheit meiner Mittheilung beweisen wird."

Sie hatte die Hände vor's Gesicht gepreßt und erwiederte nichts.

„Der Brief steht zu Ihrer Verfügung," sagte er und legte ihn vor sie hin. „Ich bedarf seiner nicht mehr. Und wer mir einst gesagt hätte, daß ich je genöthigt sein würde, ihn zu solchem Zwecke hervorzusuchen...."

Seine Stimme brach sich, er athmete tief und schwer.

„So also," fuhr er fort, „standen die Dinge, als ich Sie in San Sebastian zum ersten Male wieder sprach. Sie waren mein Eigenthum, der Kauf war abgeschlossen, der Preis vereinbart, das Angeld erlegt. Daß die Dinge gleichwohl anders kamen, lag an mir; nicht an Ihrem Vater, nicht an Ihnen, nur an mir. Als ich Sie sah, so stolz und schön, wie einst, nur noch bleicher und kummervoller, da regte sich mein Herz. Noch ahnten Sie nichts von dem Schlage, der Sie vernichten sollte, und wenn ich daran dachte, daß ich — — „nein! nein!" rief es in mir, „das wäre das Schlimmste, was Du je gethan hast!" Dann freilich, als ich Sie nicht mehr vor mir sah, knirschte ich über das verdammte Mitleid und glaubte es ein nächstes Mal besiegen zu können. Aber es wuchs nur immer, je öfter ich Sie sah, von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag. Vergeblich sagte ich mir — und da belog ich mich wahrhaftig nicht — daß dies lange nicht das Schlimmste wäre, daß ich viel Schlimmeres gethan, mein Gelüst zu stillen, daß ich auch nie vorher an die Folgen gedacht....Nun aber dachte ich Ihrer, und immer wieder tauchte Dein Antlitz vor mir empor, blaß und starr, die nassen Flechten legten sich an die fahlen Wangen — sie hatten Dich aus den Fluthen des Golfs gezogen.... Nein, ich brachte es doch nicht über's Herz, und ebenso wenig durft' ich daran denken, dieses Vaters Tochter zu meinem Weibe zu machen. Aber als ich mich nun aufraffen, nach Madrid zurückkehren wollte, da konnte ich nicht mehr — Du hieltest mich fest. Was ich für Dich empfand, war nicht die Liebe, wie sie die Dichter schildern, wie sie einen guten, jungen Menschen für die Erkorene seines Herzens ergreifen mag, aber es war ein Gefühl, so stark und so rein, wie es ein Mann meines Wesens, meines Alters überhaupt noch empfinden konnte. Was gut in mir war, wuchs und erstickte das Schlimme; ich empfand eine brennende Sehnsucht, meinem wilden, stürmischen Leben einen friedlichen, stillen Abschluß zu geben, mein Herz dürstete darnach, mindestens einem Wesen auf Erden zum Segen zu werden — und darum beschloß ich, Dich zu meinem Weibe zu machen."

Er hatte es laut, mit zitternder, tief erregter Stimme gesprochen.

„Es war kein leichter Entschluß," fuhr er nun ruhiger fort. „Dieser Herr Schwiegervater! Wollt' ich meine Absicht, mein ferneres Leben in Oesterreich zu verbringen, nicht überhaupt aufgeben, dann fiel mir, wenn ich Dich am Arm in ihm heimkehrte, der Eintritt in die heimische Gesellschaft tausendfach schwerer, als sonst, ja er wurde mir überhaupt vielleicht unmöglich. Und im besten Falle — was mußte Alles geschehen, ehe dieser Mensch rehabilitirt war! Aber dieses Hinderniß, welches mir Anfangs als das größte, ja als eine Unmöglichkeit erschienen war, kam mir allmälig, je mehr meine Empfindung für Dich wuchs, immer kleiner und erbärmlicher vor gegenüber der anderen und größeren Sorge: Ich liebte Dich — aber konnte es mir gelingen, Deine Neigung zu erringen? Dein Vater freilich lächelte, als ich ihm dieses Bedenken andeutete, dann schwur er mir mit tausend Eiden, Du liebtest mich aus ganzem Herzen und hättest nie vorher einen Anderen geliebt. Das Letztere glaubte ich nicht, das Erstere zu begehren war ich nicht unvernünftig genug. Mir sollte die Gewißheit genügen, daß Du keine Abneigung gegen mich empfandest und Deine Hand freiwillig in die meine legtest. Aber wie sollte ich diese Gewißheit erlangen? Dein Vater erbot sich, sie mir zu schaffen; ich verbot es ihm ausdrücklich, mit Dir zu sprechen. „Was sind Sie plötzlich für ein Romantiker geworden!" klagte er — schon daß er statt des erhofften schändlichen Handels ein noch weit vortheilhafteres, honettes Geschäft schließen konnte, war ihm verblüffend genug gekommen, nun zweifelte er wahrscheinlich vollends an meinem Verstande, zitterte für den Ausgang und gab daher sein Versprechen nur, um es zu brechen. Ich habe dies längst geahnt, wenn ich es auch erst seit vorgestern Nacht weiß. Meine Schuld war's nicht, was ich thun konnte, es zu verhindern, war geschehen, auch dies kann ich beweisen. Hier ist eine Urkunde, aus San Sebastian datirt, von Deines Vaters Hand nach meinem Diktat geschrieben, von mir unterzeichnet, worin ich ihm für alle Fälle, gleichviel, ob Du meine Werbung annimmst oder ablehnst, eine kleine Rente zusichere."

Er legte auch dieses Schriftstück vor sie hin.

„Ja, so romantisch war damals der Mann, der einen Kieselstein an Stelle des Herzens trägt! Als ich endlich meine Werbung vorzubringen wagte, geschah es im guten Glauben, daß Du Dich frei entscheiden würdest, und auf ein „Ja!" hoffte ich nur deshalb, weil ich Alles, was in meiner Kraft stand, gethan, um es zu verdienen. Du selbst erkennst das in Deiner Weise an, indem Du hier schreibst: „Und welche Maske hatte er als Werber, als Bräutigam vorzunehmen verstanden!" Du irrst: wenn ich Dir gegenüber damals gut und liebenswürdig war, so geschah es nur, weil es mir mein Herz gebot. Dein Vater war ein Elender, Dich hielt ich für rein und keiner Lüge fähig. Du aber hast gelogen!"

„Das ist nicht wahr!" schrie sie auf und richtete sich empor. „Ich glaube Dir Alles, was Du mir heute gesagt hast....ich habe Dir in Vielem Unrecht gethan....aber glaube Du auch mir."

Sein Antlitz ward fahl, die Furche zwischen den Brauen vertiefte sich. „Lüge und wieder Lüge!" sagte er heiser, seine Faust fiel schwer auf den Tisch. „Nimm Dich in Acht! — auch meine Kraft der Selbstbeherrschung hat eine Grenze. Ich fragte Dich damals: „Ist es nicht der Wunsch Ihres Vaters, der Ihre Entschließung bestimmt?" und Du antwortetest: „Nein!" War dies Wahrheit?"

Sie beugte das Haupt. „Denk an die Unterredung mit meinem Vater, welche dieser vorangegangen, und die Du ja nun kennst! Durfte ich ihn verrathen, nachdem er mir Schweigen aufgetragen hatte? Auch war es nicht ausschließlich sein Wunsch, der mich bestimmte...."

„Hier steht es anders!" erwiederte er. „Und sich selbst pflegt man nicht absichtlich zu täuschen. Nun aber das Zweite, das Wichtigere....Ich frage thatsächlich nur aus psychologischem Interesse," fuhr er bitter fort, „ich bin gespannt, zu erfahren, was Du darauf erwidern wirst. Hier steht es geschrieben: „Ich habe bisher mit Fassung das schwere Loos getragen, dem Manne, den ich seit meiner Kindheit geliebt und noch liebe und bis zu meinem Tode lieben werde, für immer fern bleiben zu müssen." Nun wohlan — erinnerst Du Dich vielleicht noch, welche Antwort Du mir damals gabst, als ich Dir sagte: „Ich frage nicht, was Sie früher für einen Anderen empfunden haben mögen; mir genügt es, zu wissen, ob Ihr Herz jetzt frei ist." — „Ja!" erwidertest Du.—„Darf ich da vollständig ruhig sein?" — Und darauf Du: „Wie verworfen müßte ich sein, um in dieser feierlichsten Stunde meines Lebens auf eine solche Frage mit einer Lüge antworten zu können" — „Das war schön gesagt ..."

„Es war die Wahrheit, wie ich sie damals empfand," erwiderte sie. „Täuschte ich damals Dich über mein Herz, so geschah es doch nur, weil ich mich selbst täuschte. Ich hatte den Mann, den ich geliebt, jahrelang ungerecht gehaßt, ja verachtet; als mir die Ahnung seiner Schuldlosigkeit aufging, erfuhr ich zugleich, daß er vermählt sei; ich faßte den Entschluß, sein Bild für immer aus meinem Herzen zu tilgen, und glaubte damals, als Du mich frugst, verwunden und vergessen zu haben!"

„Sehr schön!" sagte er. „Also der Mann ist vermählt?"

Sie zögerte einen Augenblick.

„Nein!" sagte sie dann entschlossen, „die Nachricht war falsch gewesen. Mein Vater —"

Er nickte, dann blickte er lange schweigend vor sich nieder. „Nun verstehe ich Alles," murmelte er. Dann aber richtete er sich straff empor, seine Stimme klang wieder ruhig und fest.

„So also standen die Dinge bei unserer Verlobung, unserer Hochzeit. Ich hatte Sie beide aus dem Sumpf emporgerissen und das scheinbar Unmögliche vollbracht, in der Welt Augen von Ihrem Vater und Ihnen die Spuren jenes Sumpfs zu tilgen. Auch bei Ihnen war dies nöthig; die Gesellschaft setzt in die Tugend eines schönen, jungen Mädchens, welches als die Tochter eines Hochstaplers in aller Herren Ländern umherfährt, gerade kein felsenfestes Vertrauen. Ich aber setzte es in Sie, und darum vermied ich sogar jede Frage über Ihre Vergangenheit, selbst an Sie, geschweige denn an Andere. Ich hätte mit Leichtigkeit erfahren können, wer der Mann Ihrer ersten Liebe gewesen — ich wollte es nicht wissen. Besser, liebevoller, zartfühlender hätte sich an meiner Stelle Ihnen gegenüber auch der Edelste nicht benehmen können. Vielleicht wäre es nicht allzu anspruchsvoll gewesen, für all diese Opfer, all diese Hingebung mehr zu verlangen, als die ruhige Freundlichkeit, die Sie mir boten; mir genügte schon diese. Und nun rechnen Sie selbst nach, auf wessen Seite damals das größere Guthaben war...."

Er hielt inne; sie erwiderte nichts, aber er schien auch keine Antwort zu erwarten.

„Die ersten Wochen unserer Ehe — — ich glaube, wenn je, so bin ich damals ein glücklicher Mensch gewesen. Sie waren keine zärtliche Frau, so wenig, als Sie eine zärtliche Braut gewesen, aber Ihre Neigung, Ihr Vertrauen zu mir schienen zu wachsen. Da — fast plötzlich — gewahrte ich eine Veränderung Ihres Wesens. Sie wurden traurig, ich hörte Sie des Nachts oft weinen, Sie vermieden meine Nähe, und wenn ich Sie zärtlich fragte, was Sie bedrückte, so erhielt ich keine oder eine nichtssagende Antwort. Da der alte Sünder zur selben Zeit, obwohl er es nun nicht mehr nöthig hatte, sein Handwerk wieder zu betreiben anfing, so suchte ich Sie mit Ihrer Sorge um ihn zu entschuldigen. Heute weiß ich es besser: Sie hatten erfahren, daß Ihr Geliebter noch frei sei, und nun begannen Sie sich „in einem Kerker" zu fühlen. Leugnen Sie, wenn Sie können!"

Sie schwieg.

„Ich aber, der ich Ihnen vertraute, ahnte dies nicht, und als sich endlich das Schicksal Ihres Vaters erfüllte, ehrte ich Ihren Schmerz. Zwar wollte zuweilen eine leise Bitterkeit in mir aufsteigen, daß Sie so gar kein Verständniß für die Empfindungen zeigten, welche mir dieses schmachvolle Ende meines Schwiegervaters schon der Welt wegen bereiten mußte, jedoch auch dies trug ich der Tochter kaum nach. Aber die Zeit verging, unser Hochzeitstag jährte sich, und Ihr Verhalten gegen mich wurde nicht besser, sondern schlechter. Bald konnte ich nicht mehr daran zweifeln, daß Sie sich tief unglücklich fühlten, daß Ihnen meine Nähe immer peinlicher wurde. Wissen Sie, was dies für einen Mann bedeutet, der sein Weib liebt, und vollends für einen alternden Mann, der ein um dreißig Jahre jüngeres Mädchen geheirathet hat?! Ich zermarterte mein Hirn, zu ergrübeln, was Sie mir entfremdet hatte, und fand es nicht. An meinem Benehmen konnte es nicht liegen; ich war gegen Sie, wie am ersten Tag unserer Ehe. Auf die Wahrheit aber, die so lächerlich nahe lag, gerieth ich nicht. Warum? Weil ich Sie zu kennen glaubte und Ihnen blind vertraute. Für Ihre Gegenwart bürgten mir meine eigenen Augen und mein Glaube an Ihre Bravheit — und ein Schatten aus der Vergangenheit konnte es auch nicht sein, dafür bürgte mir Ihr Wort in jener „feierlichsten Stunde!"....Nein, da wollte ich noch eher an andere Schatten glauben...."

Er stockte, seine Lippen preßten sich zusammen, daß sie fast blutlos erschienen.

„Das geht Sie zwar nichts an, aber ich will auch das nicht verschweigen. Ich wußte, daß Ihnen Gerüchte über mein früheres Leben zu Ohren gekommen, und glaubte, daß Sie sich deshalb von mir abgewendet. Ich habe sehr unter diesem Gedanken gelitten, und nur deshalb habe ich Sie schon lange geschont. Dann aber sagte ich mir, daß jeder Mensch das Recht hat, von seinen Nebenmenschen darnach beurtheilt zu werden, wie er selbst gegen ihn gehandelt, vornehmlich darnach und nicht nach dem Gerede der Anderen. Sie mußten mich achten, Sie mußten so viel Dankbarkeit für mich empfinden, daß Ihnen kaum Ihr Leben ausreichend erscheinen konnte, den Dank abzutragen — und dies war nun der Dank! So keimte die Bitterkeit in mir empor, und ich begann Ihnen zu thun, wie Sie mir thaten. Ich vergalt Kälte mit Kälte, Laune mit Laune. Hatten Sie mich, statt mich zu beglücken, herb und unglücklich gemacht — herber und unglücklicher, als ich je zuvor gewesen — so sollten Sie auch fühlen, wie mir zu Muthe war. Ich habe Sie auch dies Schlimme voll und ganz auskosten lassen, wie früher meine Güte — ich leugne es nicht, ich beschönige es nicht. Aber tausendfach schwerer, als Sie, habe ich selbst darunter gelitten, denn ich liebte Sie und Sie liebten mich nicht! Sie wußten, wie es um mich stand, während ich nach wie vor ein Räthsel zu ergrübeln suchte. Denn wie oft ich mir auch sagte: „Sie hat Dich eben um Deines Geldes willen geheirathet und nur so lange geheuchelt, als es ihr nöthig erschien" — ganz wollte mir dies trotzdem nicht genügen. Für ein Wesen so niedriger Gesinnung konnte ich Sie nicht halten. Und nun werden Sie begreifen, wie mir zu Muthe war, als mir dies Büchlein in die Hand fiel. — Sie haben die Stirne gehabt, mir vorhin zu sagen, daß Sie es an meiner Stelle — —"

„Nein, nein!" rief sie hastig, „Du hattest ein Recht darauf....ich sage es nicht, um Dich zu begütigen, sondern weil ich es einsehe......Barmherziger Gott, was sehe ich jetzt Alles, wofür ich bisher blind war.....Aber sei auch Du gerecht, erwäge, wie Vieles ich bisher nicht wissen konnte...."

Er stampfte wild auf. „Haben Sie auch heute erst erfahren, daß Sie mein Weib sind, welches mir Treue gelobt hat?"

„Ich habe sie Dir gehalten!" rief sie. „Bei Gott und allen Heiligen schwöre ich es Dir zu! Der Mann, an den ich gedacht, hat seit acht Jahren nicht mehr meine Hand berührt, geschweige denn meinen Mund! Mein Herz konnte ich nicht zur Ruhe bringen, aber eine Ehrlose bin ich nicht!"

„Das ist Sache der Auffassung....."

„Dietrich!" schrie sie wild auf, „tödte mich, aber beschimpfe mich nicht! Noch bin ich Dein Weib, ein Stück von Dir— besudle nicht Dich selbst!"

„Sache der Auffassung!" wiederholte er. „Es hängt nur von der Genügsamkeit des Gatten ab. Wäre ich der Meinung, daß nur meines Weibes Körper mir gehört, dann allerdings hätte ich, sofern ich Ihrer Betheuerung glaube, kein Recht, Sie ehrlos zu nennen. Aber ich war bisher der Meinung, daß Gatten unter einander auch einigen Anspruch auf die Treue des Herzens haben. Ein Vorurtheil! Aber mich darüber mit Ihnen zu verständigen, bin ich nicht gekommen. Auch nicht—sagte ich schon — um Ihnen Vorwürfe zu machen. Ich wollte nur einige Fragen stellen und glaube Ihnen nun bewiesen zu haben, daß mir unser bisheriges Leben volles Recht darauf giebt, von Ihnen mindestens in diesem Letzten Wahrheit zu erhalten. Aber ich will es Ihnen obendrein so leicht als möglich machen. Sie kennen mich und wissen, daß ich nicht zu lügen pflege. Nun denn — was immer Sie gestehen müssen, unsere künftige Beziehung zu einander wird dadurch nicht berührt; Sie verbessern oder verschlechtern Ihr eigenes Loos nicht um das Geringste! Auch bitte ich zu erwägen, daß eine Täuschung höchstens für Tage vorhielte, und wie ich Sie dafür strafen würde— — haben Sie also mit sich selbst Erbarmen! Schließlich aber wird es Ihnen Ihr Bekenntniß sehr erleichtern, daß Sie mir das, was Ihnen auszusprechen am peinlichsten sein dürfte, gar nicht zu gestehen brauchen, weil ich es ohnehin schon weiß—den Namen nämlich......Es ist der Baron Georg von Thernstein!"

Sie zuckte empor.

„Woher weißt Du das?" rief sie.

„Das geht Sie nichts an, aber ich habe auch keinen Grund, es Ihnen zu verbergen." Und er sagte ihr in kurzen Worten, wodurch er auf die richtige Spur geführt worden. „Wollen Sie etwa leugnen?"

„Nein!" erwiderte sie fest. Noch war Georg zu retten; aus ihr mochte werden, was da wollte.

„Er war Ihr Verlobter! Wie hat sich das Verlöbniß gelöst?"

Sie erzählte es ihm—die volle Wahrheit....

„Das verstehe ich nicht ganz," sagte er. „Ihr Vater forderte einen zu hohen Kaufpreis — das ist klar. Aber warum sagte Ihnen der Baron nicht die Wahrheit?"

„Das weiß ich auch nicht." Und sie berichtete ihm auch von jener letzten Unterredung unter den „drei Tannen".

„Das war vor acht Jahren. Seither haben Sie ihn nicht gesprochen?"

„Nein!"

„Und wann schrieb er zuletzt?"

„Vor neun Jahren!"

„Seither nicht wieder?"

„Nein!"

„Sie schrieben ihm auch nicht?"

„Nein!"

„Sie stehen also seit acht Jahren in keinerlei Beziehung mehr zu ihm und können nicht wissen, ob er Sie noch liebt. Und was Sie etwa darüber vermuthen, ist ohne rechte Bedeutung. In Ihrer letzten Aufzeichnung — aus welcher Zeit stammt sie?"

„Aus dem Herbste vor zwei Jahren."

„Da also äußerten Sie die Gewißheit, daß er Sie vergessen habe. Haben Sie diese Meinung seither irgendwie verändert?"

„Nein!"

„Auch sein heutiges Erscheinen deuten Sie nicht in dem Sinne, daß er um Ihretwillen gekommen?"

„Nein!"

„Gleichwohl wirkte die jähe Freude so stark, daß Sie ohnmächtig wurden?"

„Der Himmel weiß, daß die Empfindung, welche mich bei seinem Anblick ergriff, wahrlich nicht Freude war....Ich war ohnehin sehr leidend — ich habe seit gestern Morgen, wo ich mein Büchlein vermißte, kaum die Augen geschlossen vor Kummer und Scham und Furcht....Und nun die jähe Ueberraschung...."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Goldfiebers.

Dieser Tage ist der sechste Band der „Geschichte Californiens" von dem hochverdienten greisen Geschichtsschreiber H. H. Bancroft erschienen, und derselbe dürfte schon wegen der Gegenstände, von denen er handelt, viele Leser finden. Er enthält unter Anderem eine sehr eingehende und werthvolle, aus erstaunlich vielen Quellen geschöpfte Schilderung der californischen Goldfieber-Epoche.

Im Januar 1848 wurde das erste Gold in Californien entdeckt, und im Februar wurde das Geheimniß bekannt, das alsbald eine magische Wirkung übte. Man sah in den nächsten 6 Monaten eine Masse Geschäftsleute, Arbeiter und Farmer ihren Beruf verlassen, Soldaten und Matrosen desertirten, und alle diese wandten sich den Goldfeldern zu. Im Juli desselben Jahres waren bereits 4000 Goldgräber und Gehilfen an der Arbeit, und im October hatte sich diese Zahl mindestens verdoppelt.

Der durchschnittliche Goldertrag für jeden Einzelnen war 1848 weit größer, als in jedem der späteren Jahre. Dabei waren die benutzten Werkzeuge und die Arbeitsmethoden damals sehr einfacher Art und brachten große Verschwendung mit sich. Der Erfindungsgeist machte jedoch in dieser Beziehung colossale Fortschritte, und namentlich wurde die Vorrichtung zum Absondern des Goldes mehr und mehr vervollkommnet, und dadurch verminderten sich die Auswaschungskosten bedeutend. Letztere betrugen im Jahre 1851, als man bereits die „Schleuse" eingeführt hatte, 35 Cents pro Kubikyard. Doch auch das war viel zu hoch, um die Ausbeutung der reichen Goldlager in den Kieselbänken und Hügeln zu ermöglichen. Aber 1853 wurde der hydraulische Proceß erfunden, welcher in dieser Beziehung Abhilfe schaffte. So vergrößerte sich immer mehr das Ausbeutungsfeld. Von der Goldgewinnung aus Quarz wollte man in den ersten Jahren gleichfalls der hohen Kosten wegen, welche $40 bis $150 pro Tonne betrugen, nicht viel wissen. Doch wurde auch die Maschinerie hierfür immer besser und billiger; 1853 sehen wir bereits 60 Quarzmühlen in Betrieb, welche in diesem Jahre für über $4,000,000 Gold lieferten.

Eine sehr wichtige Rolle spielte bald auch der Goldstaub in den sogenannten „placers" an und in Bergströmen. Zwischen diesem Goldstaub, der übrigens auch mit Silber und Kupfer versetzt war, befanden sich größere Körner und Klumpen Goldes, von denen manche eine höchst merkwürdige Gestalt hatten. Goldklümpchen, die ein Pfund oder noch schwerer waren, wurden da und dort zu Hunderten gefunden. Der größte Goldklumpen, welcher je in Californien entdeckt wurde (im November 1854), wog 161 Pfund, wovon jedoch 20 Pfund für Quarz abgingen, und repräsentirte einen Werth von über $30,000. Den allergrößten Goldklumpen hat man übrigens in Australien gefunden.

Einzelne besonders glückliche Goldgräber machten in kurzer Zeit sehr hohe Profite. 1850 erzielten drei Männer am Yubafluß $80,000. An einer anderen Stelle wurde aus einem kleinen Loch für $30,000 Gold gewonnen. Am Dear Creek grub ein Mann in nicht viel mehr als einem Tage einen Werth von $12,000 aus. Sechs Mexicaner sollen im Bear-Thale $220,000 in kürzester Zeit erzielt haben. „Es verbreitete sich damals der Glaube, daß die glücklichsten Goldgräber trunksüchtige Matrosen, Neger und Deutsche seien." Oefters kam es vor, daß Leute zum Jux oder mit betrügerischer Absicht Anderen unscheinbare Plätze verkauften, und letztere dann gerade einen erstaunlichen Goldertrag lieferten. Solche romantische Episoden ließen sich massenhaft erzählen.

Aber man darf nicht vergessen, daß die Goldgewinnung im Ganzen doch nur ein Glücksspiel, eine Lotterie war. Die allermeisten Goldsucher erwarben nicht mehr, als sie bei den herrschenden, enorm hohen, Preisen zum Lebensunterhalt brauchten,—und Viele nicht einmal das. Es wurde allgemein zugegeben, daß ein stetiger Lohnarbeiter am Ende des Jahres mehr habe, als ein gewöhnlicher Goldgräber. In der That, wenn man die jährliche Gesammtproduction von Gold durch die Zahl der Goldsucher theilt, so ergiebt sich, daß ihr Durchschnittsverdienst weit weniger betrug, als die Löhne, welche damals in Californien gezahlt wurden. Die Goldproduction in den 9 ersten Jahren wird von Bancroft folgendermaßen angegeben: 1848 zehn Millionen Dollars, 1849 vierzig Millionen, 1850 fünfzig Millionen, in den zwei folgenden Jahren je sechzig Millionen, 1853 fünfundsechzig Millionen, im nächsten Jahre wieder sechzig Millionen, 1855 fünfundfünfzig, und 1856 sechsundfünfzig Millionen. Nach dem Census von 1852 nun betrug damals die Bevölkerung Californiens 255,000, wovon etwa 153,000, also drei Fünftel, auf die Goldgräber-Counties entfielen. 100,000 der Letzteren können wirkliche Goldgräber genannt werden. Vertheilt man also die $60,000,000, welche in jenem Jahre an Gold gewonnen wurden, auf diese Zahl, so ergiebt sich ein durchschnittlicher Jahresverdienst von $600. Und gleichzeitig konnten in Californien gewöhnliche, ungelernte Arbeiter vier- bis fünfmal soviel verdienen! Noch trauriger sieht es aus, wenn man von jener Durchschnittsziffer abgeht und die Reichthümer, welche Einzelne erwarben, ausschließt; dann zeigt es sich, daß die Mehrheit der Goldgräber nicht viel mehr als $1 täglich herausschlug. Nach der darauf verwendeten Arbeit und dem Lohne gemessen, den dieselbe in anderen Berufszweigen gefunden hätte, kostete das Gold durchgängig dreimal soviel, wie es werth war.

Neben dem Geldpunkt ist aber noch vieles andere Unerfreuliche in Betracht zu ziehen. Die Auswanderung der Goldsucher bedeutete für viele Gegenden einen großen Arbeits- und Capitalverlust. Gar viele Goldgräber unterlagen frühzeitig den Entbehrungen und Krankheitseinflüssen. Laster, Verbrechen, Blutvergießen feierten bei diesen Leuten Triumphe, und die ganze Gesellschaft hatte darunter zu leiden; der Spielteufel mit seinem Gefolge von Müßiggang, Elend und Wahnsinn übte eine schreckliche Herrschaft. Ein großer Theil des Bodens, welcher gutes Ackerbauland abgegeben hätte, wurde bei den Goldgräbereien nutzlos verdorben. Andererseits steht allerdings die Thatsache fest, daß gerade die Einwanderung, welche die Goldentdeckungen hervorriefen, weiterhin sehr viel zur Entwickelung der landwirthschaftlichen Hilfsquellen der Pacificküste beigetragen, ja dieselbe nach Bancrofts Annahme um mindestens ein halbes Jahrhundert beschleunigt hat.

Bekanntlich drückte der plötzliche Goldreichthum den Kaufwerth des Metalls bedeutend herunter. Damals verkauften Goldgräber oft ihren Goldstaub für $4 die Unze, und erhielten in der ersten Zeit selten mehr dafür, als $8 oder $10 (statt $17.50.) Im November 1848 sollen viele Goldsucher eine Unze für einen Silberdollar, Manche sogar für 50 Cents verkauft haben. Dabei stiegen, wie schon angedeutet, die Preise der nothwendigen Bedürfnißartikel, sowie der Transportmittel, unverschämt hoch. Ein Perd z. B., das noch vor einem Monat $86 gekostet hatte, mußte nunmehr mit $300 bezahlt werden, — und ähnlich ging es mit fast allen Dingen. Das war eine bedenkliche Glücksjagd!

— Eine unheimliche Entdeckung hat man in Rußland gemacht. Die traurige Thatsache war längst bekannt, daß in den baltischen Provinzen die furchtbare Leprakrankheit (Aussatz) vorkommt; doch glaube man, daß dieses unheilbare, aber dort nicht für ansteckend, sondern nur für erblich gehaltene Uebel sich auf einzelne bestimmte Gegenden beschränke, woselbst dann, besonders in den letzten Jahren, auch Vorsichtsmaßregeln angeordnet wurden, um ein Weiterausbreiten der schrecklichen Seuche zu verhüten. Neuerdings wandten verschiedene russische Aerzte ihre ganz besondere Aufmerksamkeit den Leprakranken zu, und was sie über ihre Beobachtungen jetzt veröffentlichen, das klingt mehr als unheimlich und ganz geeignet, im östlichen Deutschland Besorgnisse hervorzurufen. Aus in der Klinik des Professors Polotebnow und im Kalinkin Frauenhospital in Petersburg gesammelten Daten erhellt nämlich, daß in Petersburg im Ganzen 43 Leprafälle vorgekommen sind, und zwar fast alljährlich im Laufe der letzten 17 Jahre. Von 1872 bis 1877 erkrankten 14 Personen am Aussatz, von 1888 bis 1883 5 Personen, von 1884 bis zum Beginn der zweiten Hälfte dieses Jahres 23 Personen, darunter im vorigen Jahre 7 und in den ersten 6 Monaten dieses Jahres ebenfalls 7. Von den Aussätzigen waren 10 Männer und 33 Frauen. Bisher hatte man gewußt, daß der Aussatz in den Gouvernements Livland, Kurland, Astrachan und bei Kars beobachtet worden ist, und glaubte daher, daß er von dort eingeschleppt sei; indessen hat sich auffallender Weise herausgestellt, daß 50 Procent der Aussätzigen, über welche genaue Daten vorliegen, aus dem Petersburger Gouvernement gebürtig sind, daß die Krankheit also auch dort ihre Brutstätte haben muß. Ferner ist festgestellt, daß Aussätzige aus Kowno, Witebsk und Twer dahingekommen sind, die Krankheit also auch dort vertreten sein muß. Es scheint daher, als ob auch dort der Aussatz nicht erblich, sondern ansteckend ist. Ein Drittel aller Aussätzigen kam mit deutlichen Anzeichen der Krankheit nach Petersburg; bei einem weiteren Drittheil wurden die Symptome kürzere oder längere Zeit nach ihrer Ankunft bemerkt, und was den Rest der Kranken anbetrifft, so liegt die Annahme nahe, daß sie dort durch Ansteckung erkrankt sind. Bei dem regen Verkehr über die deutsch-russische Grenze könnte sehr leicht ein Verschleppen des unheimlichen Uebels auch nach Deutschland hin stattfinden.

— Einen höchst eigenthümlichen Selbstmord hat nach dem „Wiener Fremdenblatt" in Czernowitz in der Albrechts-Kaserne der Zugsführer Mireutza vom 41. Infanterie-Regiment vollführt, oder vielmehr — so sonderbar es klingt—an sich vollführen lassen. Mireutza, der wegen getäuschter Liebe schon seit längerer Zeit den Tod gesucht haben soll, scheint nicht den Muth besessen zu haben, selbst Hand an sich zu legen, und verfiel auf den Gedanken, einen seiner Untergebenen zur Ausführung der That zu commandiren. Als das Regiment am 26. October Mittags, vom Exercirplatz in die Kaserne eingerückt war, suchte er sich den geschicktesten seiner Rekruten aus und forderte denselben, um ihn von seinem eigentlichen Zwecke nichts merken zu lassen, auf, Zielübungen zu machen. Diese Uebungen wurden derart angestellt, daß sich Mireutza eine Papierscheibe vor die Brust heftete und den Rekruten erst mit ungeladenem Gewehr Schießversuche machen ließ. Als ihm der Rekrut genügend instruirt und zielsicher schien, verwechselte er das ungeladene Gewehr mit einem scharfgeladenen und commandirte „Feuer". Die Kugel traf direct in's Herz und der Lebensmüde fiel augenblicklich todt zu Boden.

— Die spanische Colonie zu Paris ist durch ein Aufsehen erregendes Duell in große Aufregung gerathen. In der Nacht zum 23. October geriethen in der Villa des Barons von Ben zu Biarritz zwei der besten spanischen Gesellschaft angehörige junge Leute um nichtiger Ursache willen mit einander in Streit. Der Eine vergaß sich so weit, daß er seinem Freunde einen Schlag in's Gesicht gab. Das unvermeidliche Duell wurde auf der Stelle im Garten zum Austrag gebracht. Heller Mondenschein beleuchtete das nächtliche Drama. Man lud die Pistolen, nahm auf eine Entfernung von zwanzig Schritten Aufstellung, und nach dem Commando „Feuer" sank der Beleidiger, in die rechte Schulter getroffen, mit einem Aufschrei auf den Rasen. Der Arzt entfernte die Kugel, die nicht tief in die Fleischtheile gedrungen war, mit Leichtigkeit und konnte nach Reinigung der Wunde und nach Anlegung eines Verbandes baldige Heilung in Aussicht stellen. Der Verwundete ist der Sohn eines spanischen Generals. Als Secundanten fungirten für ihn Herzog von Oldenburg, Verwandter des Czaren von Rußland, und Don Alfonso de Albama, ein junger carlistischer Officier. Secundanten des Gegners waren Graf Lesser, ein naturalisirter Spanier, Bruder eines reichen polnischen Bankiers, und Herzog de Tamames, spanischer Grande erster Classe, Gatte einer Tochter des Herzogs von Alba und Nichte der Kaiserin Eugenie.

— Ein tragisches Ende hat die Nichte des berühmten Generals MacMahon genommen, Esther mit Namen. Dieselbe, ein romantisch angelegtes Kind von 19 Jahren, mit einer außerordentlichen Schönheit begabt, unterhielt ein Liebesverhältniß mit dem Sohne einer Madrider aristokratischen Familie, durch deren Dazwischenkommen dasselbe ein jähes Ende fand. Der Betreffende gab auf das Drängen seiner Eltern der Schönen seinen Entschluß zu erkennen, das Verhältniß aufzugeben. Der Grund des Bruches scheint der zu sein, daß die Familie in Erfahrung gebracht hatte, daß Esthers Lebenswandel nicht ganz untadelhaft gewesen war, indem sie sich in einem Alter von 15 Jahren von einem in den fashionablen Kreisen der spanischen Hauptstadt wohlbekannten Lebemann entführen ließ. Bei Empfang der Hiobspost nahm sich das junge Mädchen die Sache derart zu Gemüthe, daß sie ihrem Leben ein Ende zu machen beschloß und zu diesem Zwecke eine Phosphorlösung zu sich nahm. Der herbeigerufene Arzt konnte trotz aller angewandten Gegenmittel keine Rettung mehr bringen, unter furchtbaren Schmerzen hauchte die Aermste ihren Geist aus.

— Ein hübsches Beispiel für die bureaukratische Wirthschaft in Frankreich, wie sie selbst bei der Armee herrscht, ist durch eine kürzlich erlassene Verfügung des Kriegsministers Freycinet an die Oeffentlichkeit gelangt. Der Minister hat nämlich angeordnet, daß die Patrouille von vier Mann und einem Unterofficier, die mit rührender Regelmäßigkeit alle Abende, mit einer Laterne bewaffnet, von dem Fort Valerien nach dem Bahnhofe Suresnes abgesendet wird, in Zukunft dieses Dienstes enthoben werde. Diese Patrouille datirt nämlich noch von dem Kriegsjahr 1871 her, wo sie sich als nothwendig erwiesen hatte, um die Officiere, welche allabendlich aus Paris nach dem wichtigsten Pariser Fort zur Besichtigung der am Tage gemachten Fortschritte der deutschen Truppen sich begaben, gegen die Insulten der verkommenen Einwohnerschaft von Suresnes und Umgegend zu schützen. Da die Patrouille durch keinen Befehl aufgehoben war, so wurde sie länger denn 17 Jahre beibehalten.

Don Gomez und Miss Ellen.

(Romanze.)

Sie war eine Miss aus London,
Wo man englisch conversirt,
Er war aus Madrid ein Jüngling,
Wo das spanische florirt.

Und in einem feinen Bade,
Wo man aber deutsch nur spricht,
Lernten sie sich beide lieben,
Doch verstanden sie sich nicht.

Er lernt' englisch, sie lernt' spanisch—
Doch es fehlt' das Sprachtalent;
Sie vergaßen immer Alles,
Was sie wußten, consequent.

Und so macht' sich sehr verzweifelt
Ihre Situation;
Sie weint' Thränen auf den Shakespeare,
Er weint' auf den Calderon.

Doch nicht länger stumm nur lieben
Wollt' der Jüngling aus Madrid,
D'rum für's vierte Rendezvous schon
Bracht' er—einen Dolmetsch mit.

Dieser setzt' sich in die Mitte,
Und somit war's nimmer schwer.
Liebe und die Gegenliebe
Uebersetzt er hin und her.

Alles ging durch seine Ohren;
Nur als kühn der Sproß des Cid
Einen Kuß per Dolmetsch heischte,
Senkt' die Miss ihr Augenlid.

Still winkt sie dem Uebersetzer:
„Laß' mich rücken jetzt zum Don—
Diese Antwort bring' ich selber,
So viel spanisch kann ich schon!"

Grabschrift.

Die Welt wird kränker von Tag zu Tage;
Es mehren sich Seuche nur und Plage,
Doch stimmen muß am allertrübsten:
Man stirbt auch an den Uebeln And'rer,
Denn der hier ruht, starb, guter Wand'rer,
An Herzverhärtung seiner Liebsten.

— Eine rührende Häringsgeschichte. Im zoologischen Garten zu Rotterdam bewohnte ein Häringspaar (selbstverständlicher Weise noch ungesalzen) ein Wasserbecken und die Zärtlichkeit und Treue beider Gatten konnte sowohl den übrigen Thieren der Anstalt, als auch den Besuchenden als ein schönes Muster voranleuchten. Endlich fühlte sie sich Mutter, und jetzt baut der Gatte aus Wasserpflanzen und der thonigen Erde des Bodens ein Nest nach Art des Beutelstaars, walzenförmig und blos mit einer Oeffnung versehen und täglich sieht man jetzt sie, die bald Mutter werden soll, in das Asyl schlüpfen, das die Liebe für sie geschaffen hat, während er das Heiligthum nicht zu betreten wagt und nur dessen Eingang sorgsam bewacht. Wer schildert seine Freude, als eines Morgens ein Zug junger Häringe ihn fröhlich umschwimmt, als er seine Sorge belohnt sieht, als er Vater geworden ist? Aber leider sollte dieses Glück nicht lange dauern. Rasch welkten die Kleinen dahin. Von der Natur bestimmt, in den endlosen Räumen des Oceans zu kreuzen, konnten sie die Gefangenschaft nicht ertragen, welche ihm die Liebe in ein Paradies umgewandelt hatte. Er ward wahnsinnig! Er versuchte sich zu tödten, aber es scheint ihm nicht gelungen zu sein; endlich fand man ihn dennoch eines Tages als Leiche auf dem Wasserbecken schwimmen. Sein Aussehen war bläulich, bücklingartig, und Gelehrte hielten es für wahrscheinlich, daß er durch Zigeunergift sich den Tod gegeben. Dunkle Gerüchte, als ob er ein entfernter Verwandter der Seeschlange gewesen, haben sich nur unvollkommen bestätigt. Sie blieb Wittwe, trotz aller Versuche, sie mit kräftigen, besonders zu diesem Behufe eingefangenen Jünglingen ihres Geschlechts wieder zu vermählen. Endlich tödtete auch sie der Gram. So oft der ehemalige Wärter dieser beiden edlen Häringsseelen, ein alter invalider Matrose, ihre Geschichte einem Fremden erzählt, träufeln Thränen über seine gebräunten Wangen.

— Auf Umwegen. „Sie Jüngling mit den goldenen Locken, sagen Sie 'mal, wie alt sind Sie denn eigentlich?" — „Wer — Ich? 20 Jahre! Warum?" — „Na, hören Sie, in dem Alter könnten Sie auch schon auf eigenen Füßen stehen!" — „Erlauben Sie mir, was berechtigt Sie...." — „Na, vorläufig stehen Sie nämlich auf den meinigen!"

— Geringer Zeitverlust. Levy: „Ich mecht bitten, Herr Wachtmeister, um einen Urlaub für Nachmittag!" — Wachtmeister: „Ja, Levy, das geht nicht; gestern Urlaub, heute Urlaub —" Levy: „Was liegt Ihnen d'ran, Herr Wachtmeister, ob ich werd' einmal um wei Tag früher oder später General?!"

— Schwer zu befolgen. Mutter: ....Vor Allem, Kind, sei mit den Stubenmädchen vorsichtig! Frag' Deinen Mann nach einiger Zeit, ob ihm das Mädchen gefalle — und sagt er Ja, dann thu' sie weg! — Tochter: Sagt er aber Nein?! — Mutter: Dann thu' sie erst recht weg — dann liebt er sie heimlich!

— Der 22jährige Temperenzapostel und Heilsarmee-Soldat Ernest A. Chapman wurde in Brooklyn, N. Y., während er gerade in einer Temperenzhalle eine zündende Rede hielt, wegen Rock- und Hosendiebstahls verhaftet. Darob großes Erstaunen und Bestürzung seiner Heilsarmee-Brüder und Schwestern im Locale.

— Aus dem Aufsatzhefte einer höheren Tochter. ...Der Teich ist eine Wasserlandschaft, worin viele Thiere leben, und auch Menschen, wenn sie sich darin baden. Will man ihn jedoch essen, so muß man ihn Teig schreiben.

— Das geflügelte Wort.— Gräfin: Was muß ich sehen, Johann! Sie sind betrunken, küssen meine Zofe und nun singen Sie auch noch! Johann: Gnädige Frau! Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang!

— Trotzdem! Bauer: Fritz, wenn Du auch die Universität besuchst und gebildet bist, darfst Du trotzdem die Mütze runter nehmen, wenn Dein alter Lehrer uns grüßt.

— Mütterlicher Rath. Mutter (zu ihrem Sohn, der zum Militär einberufen ist): „ ..Noch ein's, Toni, wenn s' ebba Krieg anfang'n, hernach sei g'scheidt und — misch' Dich nit drein!"

— Was anderes. Was haben's denn Gutes zum Abendbrod gehabt, Frau Nachbarin? — Ach, sehen's, wir essen jeden Abend Pöcklinge; wissen's, es ist doch 'mal was anderes.

— Ein Hauptvergnügen muß doch der Eva entgangen sein—nämlich Adam zu fragen, ob er kein anderes Weib vor ihr geliebt habe.

— Ein weißer Rabe. „Mama, ich habe etwas Merkwürdiges gesehen, denke Dir, einen Studenten mit Büchern unter'm Arm!"

— Immer schneidig. „Darf ich Ihnen ein Dessert anbieten, Herr Lieutenant? — „Danke, meine Gnädige —Lieutenant desertiert nie!"

— Wasser ist das Beste, hat Pindar gesagt. Schade nur, daß die Weinwirthe auch dieser Meinung sind.

— Es ist ein großer Unterschied, ob man zu einem jungen Mädchen oder zu einer alten Frau sagt: „Sie Hexe!"